



Gabriel A. Neumann

Masala Highway

Abenteuer Alltag in Indien

Dryas Verlag

Das für dieses Buch eingesetzte Papier ist ein Produkt aus nachhaltiger Forstwirtschaft. Klimaneutral gedruckt.

1. Auflage 2010

© Dryas Verlag, Text und Bilder

Herausgeber: Dryas Verlag, Oldenburg,
gegr. in Mannheim

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlaggestaltung: Rosa Segerer, Segerer Design

Umschlagbild und Bildteil: Gabriel A. Neumann,
außer Bild 4 u. 13: Stefanie Neumann,
sowie 5 u. 15: Michael Neumann-Adrian

Herstellung: Gabriel A. Neumann, Heidelberg

Druck: Druckerei Lokay e.K., Reinheim

Korrektur: Julia Kaufhold, Goldfinch Books,
Hamburg

Lektorat: Sandra Thoms

Bibliografische Information der Deutschen Bibliothek:
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie, detaillierte
bibliografische Daten sind im Internet über
<http://dnb.ddb.de> abrufbar

ISBN: 978-3-940855-18-3

www.dryas.de

Für Steffie

INHALTSVERZEICHNIS

Masala Highway	11
Die Zeit läuft anders auf Bahnsteig B <i>Zugreisen in Indien</i>	15
Vier Stunden, zwei Pausen, eine andere Welt <i>Kino und Bollywood</i>	31
Die Götter auf der Straße <i>Religion</i>	45
Warum Handysocken schlecht fürs Karma sind <i>Tabus und Fettnäpfchen</i>	55
Kamelkarren und Blechlawinen <i>On the road</i>	69
Essen wie die Götter in Indien <i>Lukullisches</i>	87
Auch Heilige müssen arbeiten <i>Tiere</i>	99
Sonnensöhne in Pantoffeln <i>Begegnung mit indischen Adligen</i>	111
Goa ist keine Insel <i>Die letzten Techno-Hippies</i>	119
Lotusblüten, Hände und Atombomben <i>Wahlen und Politik</i>	133
Die Geister von Gurgaon <i>Delhi und ihre Trabantenstadt</i>	143
Die Straße der Frauen <i>Der Alltag in Dörfern</i>	153
 <i>Anhang</i>	
Typisch Bollywood	167
Karte.	174

Masala Highway

Meine Freundin ist entsetzt. Dabei kann sie sonst nichts so leicht aus der Fassung bringen. Die nächtliche Ankunft im schwül-klebrigen Flughafen von Bombay¹, die scheinbar nicht enden wollende Taxifahrt durch dunkle Vororte, die abblätternde Farbe im Badezimmer unseres ersten Hotelzimmers: Mit einem „Was soll's, morgen ist ein neuer Tag“ kommentiert sie den wenig einladenden ersten Eindruck, der so gar nicht an die bunten Bollywood-Szenerien erinnert, und todmüde von der Zwölf-Stunden-Reise schlafen wir ein.

Der Schock kommt am nächsten Morgen. „Ich krieg' die Krise!“, ruft sie und kann das Gehupe der Autos, das Geschnatter der Verkäufer und die allgemeine Kakophonie der Straße doch nicht übertönen. Vor ihre Füße spuckt ein Typ im Businesshemd etwa einen Viertelliter Blut. Eigentlich ist es nur Paan, das Nationallaster Indiens, eine Mischung aus Arekanuss und Kautabak, das hübsch auf einem knallgrünen Betelblatt serviert wird, manchmal verziert von einer hauchdünnen Schicht Blattsilber. Kaut man es, zieht das Betel alle Säfte des Körpers im Mund zusammen, färbt Speichel und Zähne rot wie die Testtabletten in der Zahnpastawerbung – und bald auch den Bürgersteig. Bettler strecken ihre Hand nach uns

1 Der offizielle Name der Metropole an der Westküste Indiens lautet Mumbai – ein Beispiel für viele Namensänderungen indischer Orte und Straßen, die der indische Staat in den letzten Jahrzehnten verordnete. Im Alltag – dem deutschen wie dem indischen – werden die alten Bezeichnungen aber weiter verwendet. Wo keine Verwechslungsgefahr besteht, folgt dieses Buch dem Sprachgebrauch.

aus und zupfen uns am Ärmel, zwischen den Autos bittet ein Mädchen im Kindergartenalter mit einem winzigen Säugling im Arm um ein paar Rupien. Tausend durchdringende Blicke scheinen sich auf uns Neuankömmlinge zu richten. Dann ist da der Geruch. Bombay stinkt nach Abfall und Autoabgasen und duftet nach der tropischen Feuchtigkeit des letzten Monsun, den Gewürzen in den scharfen Samosas, dem zuckersüßen Kulfi und den vielen anderen Leckereien, die an der Straße zubereitet werden. Auf Indien kann man sich nicht vorbereiten. Viele drehen um, kaum dass sie angekommen sind, weil sie die Flut der tausend Reize nicht ertragen, die plötzlich auf den Besucher einbrechen. Nicht allein die Zahl der Eindrücke ist es, was so erschöpfend wirkt. Es ist das Nebeneinander von Unvereinbarem, das jedes „Kenn' ich schon!“ als lächerlichen Selbstbetrug entlarvt: ärmliche Hütten und Märchenpaläste, Slums zu Füßen von Hochhaustürmen der Großkonzerne, Prüderie und Eunuchen, die in Frauenkleidern Götter spielen – könnte man Länder schmecken, der Subkontinent würde nie langweilig werden, so viele Kostproben man sich auch genehmigt. Indien ist eine einzigartige Mischung der gegensätzlichen Ingredienzen, ein Masala für eine besonders gut gewürzte Portion Leben. Bei der großen Vielfalt, die Land und Leute bieten, kann nicht immer alles munden, was man versucht. Aber was bleibt, ist kein schlechter Nachgeschmack – im Gegenteil, Indien macht Appetit auf mehr.

So geht es mir, seit ich zum ersten Mal Indien besuchte. Und glücklicherweise hat auch meine Freundin den Schock der ersten Tage schnell überwunden. Wenigstens eine der vielen Sprache – allein achtzehn offizielle zählt das Land – wollte ich lernen, als ich Anfang 1996 zum ersten Mal das Land besuchte.

Eineinhalb Jahre Vorbereitung in Deutschland waren meiner Reise vorangegangen, an der Universität Heidelberg hatte ich etwas Hindi gelernt und einige Kurse zur indischen Geschichte besucht. Beides wollte ich in Benares, bei einer Lehrerin der dortigen Hindu University, vertiefen. Ausgerechnet Benares, das heute offiziell Varanasi heißt und dessen alter Name Kashi lautet, die Stadt des Lichts. Ein Licht, das nicht nur wärmt – für mich waren die Wochen dort eine Feuertaufe. Ich weiß nicht, was faszinierender war: die Rikschawallas, die unverschämte Preise verlangten, die auf ein Zehntel sanken, sobald sie mich auf Hindi sprechen hörten, und auf ein Zwanzigstel, wenn mein Zielort keiner der von Touristen besuchten Plätze war? Oder das Labyrinth der Altstadtgassen, die auch heute noch so wirken, als hätten sie sich seit Jahrtausenden nicht verändert, mal abgesehen von den dröhnenden Stromaggregaten, die mit Dieselgeruch bei Stromausfall für Licht und Lärm sorgen?

Benares ist der heiligste Ort der Hindus, denn wer hier, an den Ghats, den Stufen am Ufer des heiligen Flusses Ganges, nach dem Tod verbrannt wird, hat gute Chancen, im nächsten Leben in einer besseren Kaste wiedergeboren zu werden – oder sogar ins Nirwana einzugehen. Ein Bad im Ganges, glauben Hindus, wäscht von Sünden rein. Zugleich ist der Fluss einer der verdrecktesten in ganz Indien. Chemie- und andere Industrieabwässer, Überdüngung sowie fehlende Kläranlagen machen ihn zur langsam, aber stetig strömenden Bakterienkultur. Die erste Leiche, die ich in meinem Leben sah, war ein aufgedunsener Männerkörper im Ganges, ein Toter, dessen Familie wohl nicht genug Geld für eine Feuerbestattung hatte aufbringen können, und der nun an mir und den Tempeln von Benares vorbei seiner Erlösung entge-

getrieb. Die Lebenden aber empfangen mich mit einer so selbstverständlichen Gastfreundschaft, wie ich sie in Europa selten erlebe. Das prägt.

Ich kam wieder. Natürlich nach Benares, aber auch nach Rajasthan, dem Wüstenstaat im Nordwesten, und in den Süden, wo man Essen auf großen Bananenblättern serviert bekommt. Die Wege auf meinen Reisen durch den Subkontinent waren so vielfältig wie das Land: In Hampi hatte ich mir Chappale, indische Flip-Flops mit Sohlen aus alten Autoreifen, machen lassen. Später, als Reisebuchautor auf Hotel- und Kulturrecherche, waren Oxfords aus Lammleder im Gepäck. In Bombay und Bangalore sind Turnschuhe das beste Mittel, unter den Glücklichen der neuen Mittelschicht nicht aufzufallen. Und für Wanderwege wie in den Höhenzügen Karnatakas packe ich mir Trekkingschuhe ein.

In den eineinhalb Jahrzehnten, die ich Indien als Reisender kenne, hat sich das Land verändert. Aus Wegen, auf denen früher nur Ochsen gespannt wurden, sind Highways geworden. Geblieben ist die Mischung, der Reiz der Gegensätze – und oft hat die Veränderung die Vielfalt sogar verstärkt. Indien, das sich anschickt, eine der größten Wirtschaftsmächte der Welt zu werden, geht auf die Überholspur, und findet nichts dabei, westliche Vorstellungen mit traditioneller Spiritualität zu vermischen. Kommen Sie mit auf den Masala Highway, schmecken Sie die Vielfalt eines Landes. Und vergessen Sie nicht: Sie können sich nicht vorbereiten.

Die Zeit läuft anders auf Bahnsteig B

Ein Bahnhof einer mittelgroßen Stadt, irgendwo in Maharashtra, in der Mitte des Subkontinents. Ein Nachtzug hat mich hierher gebracht, jetzt suche ich den Anschlusszug. Der, steht auf dem Ticket und im Reiseführer, geht eineinhalb Stunden später von hier ab. Aber von welchem Bahnsteig? Auf diesem hier liegen nur drei Kühe und einige Ziegen in der Mittagshitze, die meisten Reisenden, Teeverkäufer und Gepäckträger sind verschwunden, als der Zug, mit dem ich angekommen bin, weiterfuhr. Die Durchsagen aus den Lautsprechern klingen blechern und sind für mich nicht zu verstehen. Vermutlich ist es eine Mischung aus Englisch und Marahti, was da über den Bahnsteig hallt. „Train to Nagpur?“, frage ich einen Herrn mit dicken Brillengläsern, der mir empfiehlt, es doch im Hauptgebäude zu versuchen. Also schultere ich die siebzehn Kilo meines Rucksacks, was sich in der Hitze so anfühlt, als würde ich ein Sofa schleppen, und mache mich auf den Weg: die Stufen hinauf zu dem überdachten Fußgängerüberweg, der sich über die Gleise des Bahnhofs streckt, wieder hinunter zum Hauptgebäude. Eine Anzeigentafel oder einen Fahrplan finde ich dort auch nicht, aber drei hilfreiche Herren, die in einer Schlange vor dem Fahrkartenschalter stehen. Zwei von ihnen sind sich einig, dass die Züge nach Nagpur auf Bahnsteig B abfahren. „No problem!“. Kein Problem – diese zwei Worte sind viel zu häufig der Hinweis darauf, dass es doch eines gibt. In diesem speziellen Fall können sie beispielsweise bedeuten, dass die Herren eigentlich keine Ahnung haben, wo mein Zug abfährt, aber vermeiden wollen, mich mit einem „Weiß ich doch nicht“ abzuspei-

sen. „No problem“ kann auch heißen, dass sie meine Frage nicht genau verstanden haben, aber ein wenig mit ihren Englischkenntnissen auftrumpfen wollen. Schließlich könnte „No problem“ auch meinen, dass – wenigstens aus der Sicht des Sprechenden – wirklich kein Problem vorhanden ist: entweder, weil der Zug wirklich von Gleis B abfahren wird, oder, weil ein verpasster Zug ja kein Weltuntergang wäre. In dieser dritten Kategorie der Problemlosigkeit kann in einem zugerufenen „No problem“ der dezente Hinweis darauf enthalten sein, dass ich gerade ein Paradebeispiel für ein indisches Klischee vom westlichen Besucher liefere: der hektische Weiße, der sich unangemessen heftig wegen Nichts aufregt. Aber welche Art von „Kein Problem“ ist hier gemeint? Zu oft habe ich mich schon darauf verlassen, dass es sich um die letzte Variante handelt. Ich stelle mich ans Ende der Schlange – vielleicht gibt es ja unter dem Schild mit der Aufschrift „Ticket“ einen Abfahrtsplan.

Der Fahrkartenverkäufer sitzt hinter einer Theke, die ihm bis etwas über die Höhe seiner Stirn reicht und die von einer Glasscheibe mit einer kleinen Durchreiche gekrönt wird. Hinter seinem Verteidigungswall betrachtet er mein Ticket, spielt nachdenklich mit dem Papier zwischen seinen Fingern und meint schließlich auch: „Plattform B, Plattform B“.

Zwei Stunden und einige Rückfragen bei anderen Wartenden später ist noch kein Zug auf Bahnsteig B aufgetaucht. Ich bin nervös, rechne aus, wie lange der Zug nach Nagpur braucht und wann es dunkel wird, denn nach Sonnenuntergang ist es komplizierter, eine gute Unterkunft zu finden. Ob ich wohl meine Fahrkarte ersetzt bekomme, wenn der Zug doch auf einem anderen Bahnsteig abfährt, während ich hier herumstehe? Noch einmal schleppe ich